

Die religiöse Musik.

Basrelief von Hähnel.



Basrelief am Beethoven-Denkmal in Bonn.

Die vier Basreliefs, welche das Diebstahl der Statue Beethovens in Bonn schmücken, stellen die Symphonie, die Phantasie, die weltliche und die geistliche Musik dar. Die Symphonie steigt himmelan, indem sie einer Leier Accorde entlockt; ihre Augen suchen das Ideal, ihre Haare flattern, ihre Kleider fliegen im Winde; auf Wolken von kleinen Genien getragen, erinnert sie an die Himmelfahrten. Die Phantasie drückt mehr Ungeßüm aus; auf einem chimärischen Thiere sitzend, das sie rasch zur Erde führt, gleicht sie in dieser Beziehung der Ariadne von Dannecker, die selbst wieder Reminiscenz einer reizenden Freske von Pompeji ist. Die weltliche Musik, wie die geistliche in einer Art Medaillon, ist ernst und nachdenklich; sie hält mit der einen Hand eine kurze Flöte, die andere unter das Kinn gelegt, drückt sie tiefes Sinnen aus. Die Attribute der Figur sind Maske und Leier. Die religiöse Musik ist treu in unserm Stich wiedergegeben, und ist leicht als eine Nachahmung des hübschen Bildes von de la Roche: „die h. Cäcilie“, zu erkennen. Diese Reliefs von Hähnel zeichnen sich nicht gerade durch Neuheit der Erfindung aus, aber man muß die glückliche Tendenz loben, sich an die einfache und elegante Zeichnung der großen Epochen der Kunst zu halten.

Das Standbild Beethovens selbst ist durch zu viele Zeichnungen bekannt, als daß wir uns dabei aufhalten sollten.

Die Koe und der Degen.

Abenteuer eines Seehelden.

I. St. Malo.

Die Lage der Stadt St. Malo an der Küste der Bretagne gehört unstreitig zu den interessantesten und schönsten, welche der atlantische Ocean bietet. Um sie ganz zu würdigen, muß man von der Seeseite nach der alten Stadt Aron kommen. St. Malo beherrscht den größten Golf des Oceans, und von der Spitze von Talberg bis zu dem Cap La Hogue, welche gewaltige Reihe kleiner Inseln und Vorgebirge, Sandbänke und Felsen, Forts und Kanonen. Ein Adlernest auf einer Klippe, eine dichtgedrängte Stadt, an die sich die Thürme und gezackten Bastionen wie große Polypen klammern, eine Stadt, die jeden Morgen von einem Nebel eingehüllt, jeden Abend von einem Sturm umbraust wird, ein Halsband von Feuerschlünden oberhalb ihres Quader-Rüfasses trägt, um ihre nackten Seiten ein azurblaues Wasserkleid mit silbernen Franzen legt, ihren Molo und ihre Forts weit in's Meer hinausstreckt und in ihrem Hafen eine Armee tapferer Matrosen auf einer Flotte herrlicher Schiffe beherbergt.

Während der letzten Jahre des 17. Jahrhunderts, als die Sonne Ludwig XIV. sich neigte, im furchtbarsten Kriege Frankreichs mit England und Holland, beherrschte St. Malo die Manche in ihrer ganzen gewaltigen Mächtigkeit.

Einsam und stolz auf seinem Felsen im Meere stehend, mit der Küste kaum durch einen schwachen Steinstreifen verbunden, der häufig vom Sturme durchbrochen wurde, besaß St. Malo damals noch nicht die schwerfälligen Chaussees, mit denen moderne Baukunst ihre Mauern umzog. Man sah vom Meere aus nichts, als die langen Festungswerke, an denen die Wogen empor schäumten, die hohen vom Winde umbrausten Thürme,

das von den Kugeln zerlegte gothische Schloß, seine schwarze Krone donnernder Feuerschlünde, seine Bulldoggenmunte, die um die Thore heulte, seine Marinebevölkerung mit den rothen Hemden und weißen Hosen, und die Schiffe, die ihre Segel im Winde blähten, und auf deren Masten die bunten Wimpeln flatterten.

Damals trug jeder Bürger von St. Malo den Degen, schützte seine Stadt und sein Haus, und schiffte zwischen den beiden Welten hin und her. Dem Schiffer, der ihm auf dem Meere zurief: „Wer da?“ antwortete er nicht: Bretonner oder Franzose, sondern Malouin. Das Weil in der einen, das Pistol in der andern, den Dolch zwischen den Zähnen, sprang der Malouin auf das Deck des feindlichen Schiffes und führte seine Brise, gemüthlich die Pfeife rauchend, in den Hafen, wo er mit dem König theilte. Hatte der Bewohner von St. Malo seine Kisten mit Silber gefüllt, so erbaute er ein Haus von Granit auf seinem Felsen, eine königliche Villa im Gehölz, fügte ein Quartier zu seiner Vaterstadt, eine Bastion zu den Festungswerken, einen Leuchthurm an sein Ufer oder schenkte seinem Bischof eine Kirche, ein Hospital seinen Mitbürgern.

Das Schiff war seine Wiege; das Meer häufig sein Grab. Wer bei seinem ersten Kampfe gezittert, den hätte der Vater, wie Jean Beart seinen Sohn, im Kartätschenfeuer an den Mast gebunden. Die Matrosen von St. Malo waren als die geschicktesten und unerschrockensten auf dem weiten Meere bekannt; ja ihr Ruf war so anerkannt, daß sie nach einer königlichen Ordonnanz die Besatzung des Admiralschiffes von Frankreich bildeten.

Das war St. Malo. Das seine Bewohner in dem Augenblick, in dem unsere Geschichte beginnt.

II. René.

Es war am Montag der Fastenwoche des Jahres 1690. Die Bewohner von St. Malo feierten den Carneval mit besonderer Pracht und Heiterkeit; sie hatten so eben erfahren, daß die Engländer ihre Stadt zum dritten Male zu bombardiren im Begriffe seien. Verzweifelt über die Siege dieser tapfern Corsaren war die Bevölkerung von London in Masse nach dem Parlamente gezogen und hatte den Lords gedroht, sie in die Themse zu werfen, wenn nach fünfzehn Tagen in St. Malo noch Stein auf Stein stünde. Die englische Admiralität hatte deshalb aus Pulver, Salpeter und Kartätschen den ungeheuersten Brander fertigen lassen, den der Zerstörungsgeist je erfonnen, und in Begleitung von acht bis zehn Kriegsschiffen die Höllemaschine nach der Bretagne gesandt.

Trotz dieser furchtbaren Drohung war der Fastenmontag noch nie so glänzend in St. Malo gewesen, als dies Mal. Alle Schiffe im Hafen waren beslaggt und alle Schenken hallten von dem bacchischen Gesang der lustigen Masse wieder; Masken aller Art trieben sich auf den Quais und Wällen umher.

Der Anführer dieser heitern Banden war ein hübscher junger Mann von 17 Jahren, groß und stark, gewandt und elastisch, mit weißen Händen, offenem Gesicht, langen braunen Haaren, fest emporstehendem Schnurrbart, lebhafter Farbe, meerblauen Augen und großer Stirne. Seine Kameraden nannten ihn nur René; er hatte wohl Gründe, seinen Familiennamen zu verschweigen, denn er schloß Jedem den Mund, der mehr als die ersten Buchstaben davon sagen wollte. Wir können ungestraft indiscret sein und dem Leser schon jetzt sagen, daß es einer der berühmtesten

Namen seines Jahrhunderts war: René du Guay Trouin, der künftige Sieger in so vielen Schlachten, der Eroberer von Rio Janeiro u. s. f. Die Familie hatte ihn zum Beamten bestimmt und nach der Universität Caen gesandt, wo der Taugenichts jedoch in Mantel und Degen von Markt zu Markt zog, sein Geld auf allen grünen Tischen verspielte und seine Tage mit Schwelgen vergeudete. Er hatte dieser Kühnheit die Krone aufgesetzt, indem er während der Abwesenheit seines Vaters nach St. Malo kam, um den Carneval so toll als möglich zu feiern. Von allen Söhnen der vornehmen Welt umgeben, stürzte er sich vom frühen Morgen von einer Tollheit in die andere, warf den Witz mit vollem Munde, das Geld mit vollen Händen weg, und trogte der Wache und der Garnison mit dem Leichtsinne und dem Uebermuth der Jugend, indem er bald als Geschwaderchef einen Seekampf befehligte, bald als einfacher Matrose die Masten erkletterte, bald einer Truppe Bahadern voranzog, bald den Advocaten in Robe und Perrücke spielte. Nach all' diesen Verwandlungen verschwand René plötzlich gegen fünf oder sechs Uhr, um sich in einem versteckten Wirthshause wieder in sein wahres Gewand zu werfen. Dann eilte er nach dem Hafen, sprang in ein Boot und ruderte, um rascher ans Ziel zu kommen, sich selbst nach Dinard. Das Incongnito, das er bewahren wollte, wurde jedoch vereitelt; er mochte den Hut noch so tief über die Augen ziehen, ein Mann von sehr verdächtigem Aussehen, der ihm bis zum Hafen gefolgt war, hatte ihn beim Einschiffen erkannt.

„Er ist es,“ sagte der Mensch mit dem Raubvogelblicke. Und er eilte, ein Duzend Männer von ebenso verdächtigem Aussehen davon zu benachrichtigen.

III. Marie-Ange.

Während dieser Zeit durchsuchte René die Bogen und war rasch an's andere Ufer gesteuert, wo er den Kahn anlegte und nach dem schönsten Hause von Dinard eilte. Auf der Westseite der Küste gelegen, beherrschte es das Dorf und den Weg, das Land und das Meer, und den kleinen, von Schiffen belebten Hafen. Es war nur von einem Blumen- und Gemüsegarten umgeben. Der Frühling war in jenem Jahre um einen Monat früher eingetreten und alle Bäume und Gesträuche trieben Blüthen und Knospen, während das Gras die Erde in seinen grünen Mantel hüllte. Das Haus barg aber noch etwas Schöneres: ein junges Mädchen, das eben am Fenster erschien; alle Anmuth und Lieblichkeit, die uns schon im Leben begegnete, war in diesem reizenden Bilde vereinigt: Amors Kopf auf dem Körper seiner Mutter.

„Guten Abend, Marie-Ange,“ sagte René unter dem Fenster halblaut. Mit drei Schritten war er im Zimmer, das Erstaunen bestete ihn jedoch an den Boden. Marie-Ange kam ihm nicht entgegen; ihre Blicke waren niedergeschlagen; Martha, die alte Dienerin, hatte ihn nicht einmal beachtet. „Ihr seid seltsame Carnevalfiguren,“ begann er mit seinem heitern Tone. „Was fehlt Dir denn? Wo ist Bernard, Dein Vater?“ Bei diesem Namen ergriff Marie-Ange seine Hand, und ihren Augen entströmten heiße Thränen. Dann erzählte sie, daß der Vater seit zwei Tagen spurlos verschwunden sei; man glaube ihn von Corsaren ermordet oder ertrunken. Bernard war nämlich selbst einer der gefürchtetsten Corsaren. Nach zwanzigjährigen Fahrten, die ihm großen Gewinn gebracht, hatte er sich nach Dinard zurückgezogen, wo er als Pilot des Königs wohnte, eine Stellung, die schon

seine Vorfahren eingenommen. Marie-Ange, seine einzige Tochter, war die Milchschwester des jungen Trouin; daher die vertraute Freundschaft zwischen den beiden jungen Leuten. Je hübscher die Herrin wurde, desto gefährlicher erschien der alte Martha der junge René, der für den größten Taugenichts von St. Malo galt. René fand die Besorgnisse Mariens übertrieben. „Erinnere Dich, mein Kind,“ sagte er, „wo wäre ein Schiff, das Bernard befehligt, gekapert worden, und Dein Vater schwimmt wie ein Fisch. Er konnte Dich nur in der Eile nicht mehr von seinem Weggang benachrichtigen.“ — „Das hat er nie gethan!“ sagte Marie-Ange, welche kaum zu hoffen wagte. — „Alles muß zum ersten Male geschehen; so sprach ich Dir seit sechs Wochen von meiner Liebe, und heute zum ersten Male sollst Du mir sagen, daß Du mich wieder liebst, um den Trennungsschmerz zu mildern.“ — „Du gehst!“ rief Marie-Ange, ein Wort, das so viel galt, als das gewünschte. Die alte Martha erwachte und blickte ihn mit finstern Augen an. „Ich muß scheiden. Mein Vater kommt morgen von Brest mit meinem Bruder Luc, und Du weißt, er darf mich nicht finden.“ — „Ja, ja, der brave Vater, der Euch in die Geseze vertieft glaubt, würde nicht wenig staunen, Euch statt dessen überall zu finden, wo es Geld zu verlieren, Gläser zu zerbrechen und Blut zu vergießen gibt.“ René drückte sie in den Stuhl zurück und beruhigte sie mit einer schmeichelnden Bewegung. „Ruhig, ruhig, die Milchsuppe lauft über, und ein Sprichwort sagt: Du ereiserst Dich, also hast Du Unrecht. Mein Vater hat mich leicht für die Robe bestimmen; ich bin für den Degen gemacht, mein Tribunal ist das Schiff, mein Plaidoyer sind die Kanonen.“ Während die Alte brummte, setzte sich René zu dem jungen Mädchen, und wiederholte ihr leise die zärtlichen Worte, die er zuvor begonnen, indem er ihr zuletzt einen mit Steinen besetzten Ring schenkte. René gewahrte in diesem Augenblick, daß sie bereits einen einfachen goldenen Reif am Finger trug. „Zum Teufel,“ rief er, blaß werdend und sich auf die Zunge beißend, „wer hat Dir das gegeben, Marie-Ange; mein Leben gegen das Seine! — „Stille; nimm diesen Schwur zurück. Geh, mein Bruder,“ fügte sie hinzu und drückte ihm die Hand. „Vergiß mich auf ewig, und laß mich meinen Vater beweinen.“

So grausam sollte die Scene enden, als man plötzlich einen großen Lärm draußen hörte.

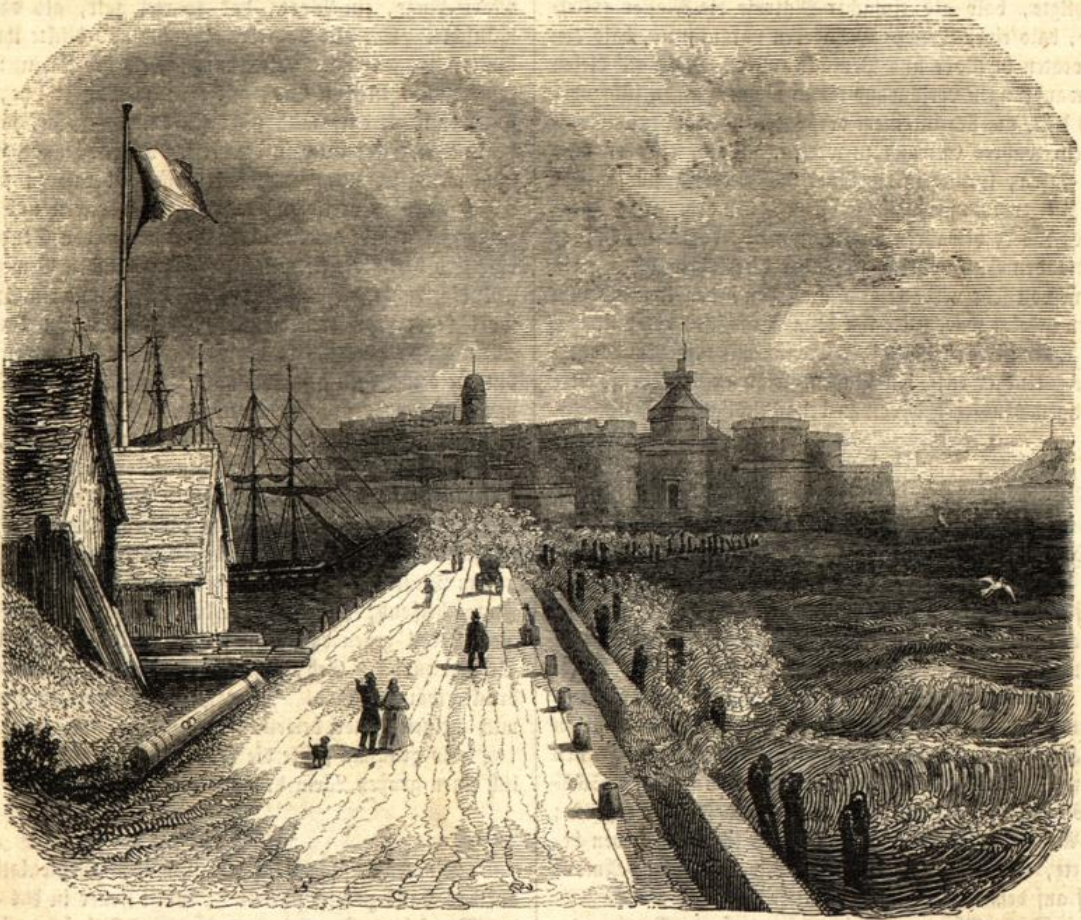
IV. Bernard.

Die Küstentischer liefen mit wilden Gesticulationen auf das Haus zu und schrieken: „Werst Feuer in das Haus des Verräthers, Feuer in das Haus des Verräthers!“ . . .

Einige Frauen schrieken noch viel lauter, als die Männer, und eine von ihnen hatte bereits die Fackel in der Hand. René, welcher ein Fenster geöffnet, schloß es, ehe Marie-Ange etwas gesehen, gab dann Martha einen Wink, sie in das untere Zimmer zu führen, und stürzte zu der Meute hinaus. Es war die höchste Zeit und es bedurfte seiner ganzen Kühnheit, um die Wüthendsten zurückzuhalten. — „Der Erste, der sich nähert, ist des Todes,“ schrie er, sich vor der Thüre aufpostirend und den Degen über dem Kopf schwingend. „Herr René, Herr René ist's,“ riefen mehrere Stimmen, und dieser Name machte größere Wirkung, als alle Drohungen. Die Weiber aber heulten: „Keine Gnade! steckt das Haus in Brand, nieder mit dem Verräther!“ René ergriff eine der Wiegäben, entriß ihr die Fackel und trieb die Bande zurück.

„Was wollt Ihr? Was ist geschehen? Wer ist der Verräther?“ rief er. — „Bernard! Er ist zu den Engländern übergegangen und hat uns um 1000 Guineen verrathen. Er will St. Malo in Asche legen! Nieder mit seinem Hause!“ René mußte zum zweiten Male den Degen ziehen. Endlich entriß er einem der Anführer das Räthselwort, nachdem er die Menge bis zu dem Platz des Dorfes zurückgetrieben, wo man die schönste Aussicht auf St. Malo genießt. Am Tage vorher hatte sich ein Schooner ohne Flagge in der Nähe der Küste gezeigt, und nämlich einen englischen Spionen ausgesetzt, der dem elenden Piloten 1000 Guineen bot, um den höllischen Brander bis unter die Mauern von St. Malo zu führen, und Bernard, der den infamen Handel annahm, hatte sich mit dem Spionen eingeschiff.

„Ihr könnt einer solchen Verleumdung Glauben schenken?“ rief René mit dem verächtlichsten Lachen. . . . „Bernard an die Engländer verkauft! Bernard, der sie auf allen Meeren capert und verbrennt, — seit vierzig Jahren im Krieg mit ihnen liegt; Bernard, den Ihr selbst den treuen Hund von St. Malo genannt? Wer macht Euch solch' tolles Zeug glauben?“ — „Ich,“ rief ein junger Seemann mit gereizter Stimme, „ich habe Bernard mit eigenen Augen auf dem Schooner gesehen, als mich die Engländer mit Gewalt fortschleppten; schwimmend entfloß ich unter einem Kugelregen, um meinen Landsleuten diese Nachricht zu bringen. Ihr kennt mich wohl, Herr René, wir haben uns viel mit einander auf der See herumgetrieben. Glaubt meinen Worten!“ — René wurde wirklich verwirrt und bot dem Matrosen schweigend



Aussicht von St. Malo an der britannischen Küste.

die Hand. „Es waltet hier ein Geheimniß ob,“ sagte er, „das ich nicht enträthseln kann.“ Beide suchten jedoch den Fischern zu beweisen, daß das Haus verbrennen eine zwecklose Schurerei wäre. Was konnte die Tochter des Piloten, dieser Engel des Landes, für des Vaters Schuld? Es gelang ihnen auch wirklich, sie in soweit zu beruhigen, daß sie laut rufend: „Es lebe Marie-Ange! Tod den Engländern!“ abzogen.

„Ja, meine Freunde, Tod den Engländern!“ rief der heroische junge Mann; „sie sollen mit ihrer Höllemaschine, von Bernard oder wem sonst geführt, kommen, ich werde Euch führen, um unsere Bollwerke zu vertheidigen! Ich beabsichtigte diese Nacht St. Malo zu verlassen, aber

ich bleibe nun, um mit Euch zu siegen oder zu sterben.“ — „Bravo!“ riefen zwei bis drei hundert Stimmen, denn die Menge hatte sich vermehrt, und René beherrschte sie wie einen einzigen Mann. „Sucht mich beim ersten Kanonenschuß. Auf Wiedersehen!“

Diese Scene hatte beinahe eine halbe Stunde gedauert. Unser Held zog nach Bernards Hause zurück und dachte über den Verrath nach, ohne ihn sich erklären zu können. Er vergaß ganz seiner eigenen Aufregung, als diese plötzlich durch eine neue Ueberraschung hervorgerufen wurde.

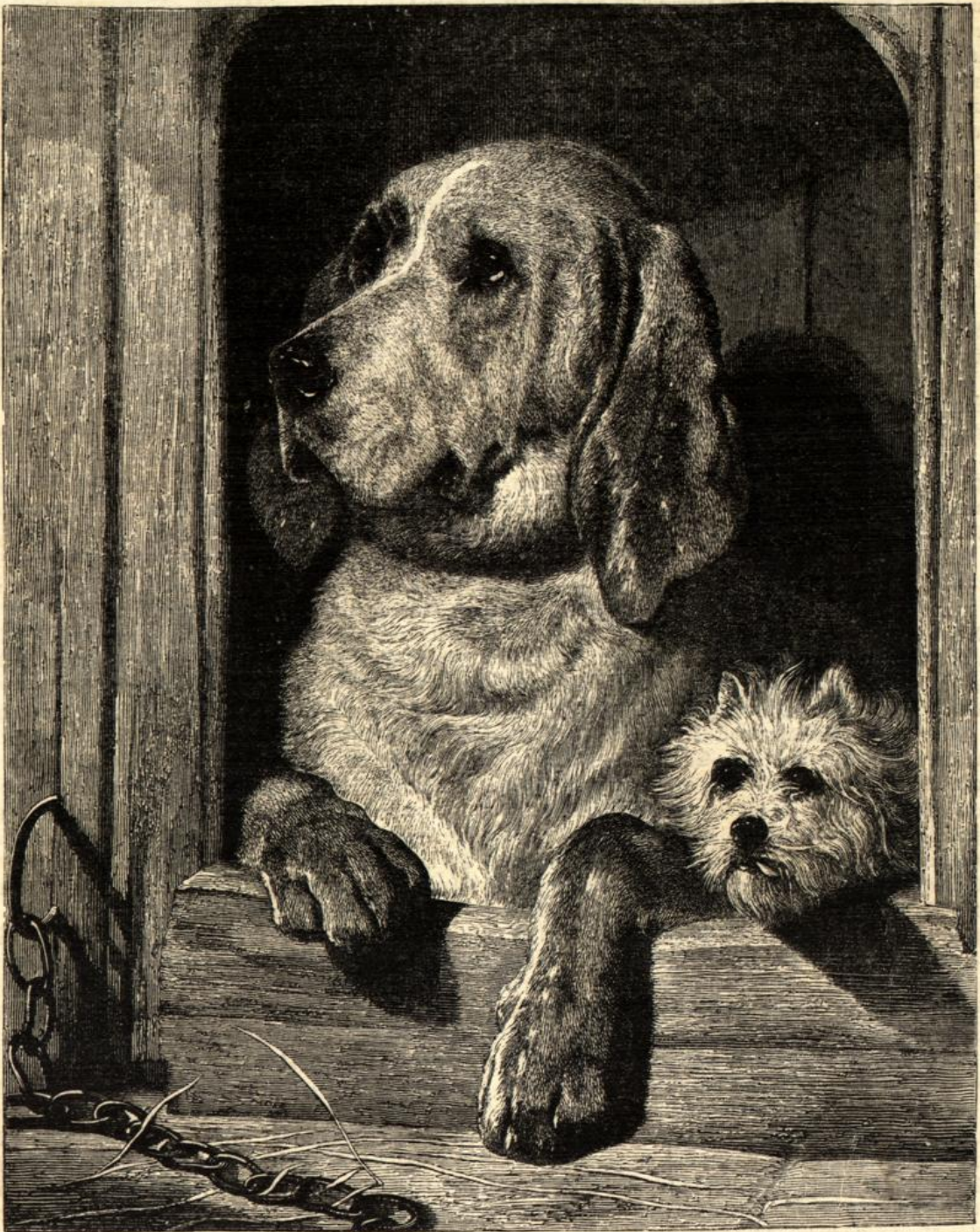
(Fortsetzung folgt.)

Der Hund des Tobias.

Erzählung.

Mehrere schottische Hirten standen auf der Höhe eines Hügels, über die nächste Schafsur und den Markt zu

Edinburg plaudernd bei einander. Die Nacht war im Anzug; ihre Schatten begannen bereits die einsamen Glens (Schluchten), welche die Berge durchschneiden, einzuhüllen. Plötzlich hörte man ein Horn, und Aller Augen richteten sich nach einem nahen Hügel, wo ein Hochländer von



Nach einem Gemälde von Landseer *).

einem Hunde begleitet erschien, der die Heerde vor ihm hertrieb.

„Seht 'mal,“ sagte ein Bewohner der Borders (Grenze), „wie das Thier allein die Schafe führt. Wahr-

haftig, jeder Gurer Hunde verrichtet hier das Geschäft von zehn Hirten, und ohne sie wären all' Gure Haiden keine drei Schillinge werth. Ihr solltet Gott alle Tage danken, daß er Euch solche Diener geschenkt.“ — „Das hat seine

*) Illust. Welt 1854, S. 17.

zwei Seiten, Herr Thompson; während es Hunde gibt, die uns dienen, gibt es auch welche, die uns ruiniren," sagte der älteste Hirte. — „Und welche?" — „Die der Plünderer. Sie müssen doch auf Ihren Wanderungen über die Haide schon Fremden auf kleinen Pferdchen mit langen Haaren und einer schwarzen Hündin begegnet sein. Diese schicken ihre Hunde nach den Abhängen; dort sammeln sie alle Schaafe, die sie ohne Hüter finden, treiben sie vor sich her, sorgfältig die Glens vermeidend, und führen sie mehrere Meilen weit an einen einsamen, von dem Herrn zum Sammelplatz bestimmten Orte. Diese Hunde haben Menschenverstand, und Keiner von uns vermöchte seinen Hund dazu zu bringen, dasselbe zu thun." — Ein junger Mensch, der bisher geschwiegen, lächelte bei dieser Versicherung des Alten. „John Scott beschworste lieber den Teufel, als daß er an die Macht des menschlichen Willens glaubte," sagte er. „Eine gute Dressur kann Alles von einem Hunde erlangen."

Die Hirten vereinigten sich, um ihm die übermenschliche Macht der Schafdiebe zu beweisen; Tobias suchte die Achseln.

Die Hirten gingen mit dem Pächter Thompson lachend weiter und riefen Tobias noch aus der Ferne: „Guten Abend, Zauberer! Allmächtiger Herrenmeister!" zu. Tobias antwortete nichts; er blieb am selben Orte, auf seinen Stab gestützt, stehen, bis sie im Schatten verschwunden waren. „Wir wollen sehen, wollen sehen!" murmelte er mit verlegtem Tone, und seinen Rock über die Schultern werfend, piff er, und schlug den Weg durch die Haide ein.

Mehrere Monate waren seit dem Gespräche verflossen, das wir erzählt. Tobias, Wilkie und einige andere Hirten standen auf demselben Hügel bei einander, als John Scott plötzlich tief athmend herbeieilte. „Die Plünderer sind da!" rief er. — „Die Plünderer!" wiederholten die Hirten. — „Sie haben mir beinahe fünfzig Schafe genommen!" — „Wann?" — „So eben." — „Das ist unmöglich!" riefen die Hirten. „Seid Ihr auch Curer Sache gewiß?" — „Wie sollt ich nicht? Die Heerde war diesen Morgen, als ich sie an den Rand des Gehölzes führte, noch vollzählig; ich habe den Hügel nicht verlassen, und als ich die Heerde wieder zusammentreiben wollte, fehlte die Hälfte." — „Das hat man noch nicht gehört. Am hellen Tage, das grenzt an's Teuflische." — „Also," fragte Tobias, „der Diebstahl scheint Euch kühner und verwagener, als jeder andere." — „So geschickt, daß der böse Geist sich drein gemischt haben muß," bemerkte Wilkie. — „Mein Alter," sagte Tobias, auf John Scott zutretend, „Sirrah, mein Jögling, den Ihr immer so ruhig neben dem kleinen Kläffer im Hundestall sitzen seht, und der nicht mal von Hause aus ein Schafhund ist, hat Euch den Streich gespielt." — Die Hirten stießen einen Schrei der Verwunderung aus. — Wilkie und die andern Hirten erzählten in der Runde, was sie gesehen. Man sagte bald im ganzen District, Tobias habe einen Hund, der stehlen könne; glücklicher Weise, fügte man hinzu, sei Tobias ein ehrlicher Junge.

Nach und nach wurde jedoch, was Tobias that, verdächtig. Die zahlreichen Diebstähle, welche im nächsten Winter vorkamen, mehrten diesen Verdacht. John Scott bat ihn auf alle Weise, Sirrah zu verkaufen, um dem Gerebe ein Ende zu machen. Die Eitelkeit des jungen Hirten wurde dadurch nur noch mehr gereizt; er zeigte sich überall mit seinem Hunde und ließ ihn vor den Hirten

Beweise seines außerordentlichen Gehorsams und Scharfsinns geben. Man mied ihn jedoch mit jedem Tage mehr, und er stand zuletzt ganz isolirt. Einsam irrte er auf den Bergen umher und verfluchte die Bewohner der Glens, weil er nicht mehr unter ihnen glänzen konnte, und vom Böses Wünschen bis zum Thun ist oft nur ein Schritt. Tobias fragte sich, welchen Nutzen ihm die Ehrlichkeit bringe, da er doch einmal verdächtig sei?

Eines Winterabends, nachdem er die Heerde seines Herrn in einem kleinen Gehölz unter den Schutz zweier Hunde gestellt, bestieg er seinen Pony und eilte nach Schirling. Der Wind piff heftig und der junge Hirte hatte vorausgesehen, daß ein Drift (Schneesturm) losbrechen müsse; die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein. Man dachte sicher nicht anders, als Tobias ist mit den Schafen, die er weggeführt, im Schnee verschwunden, und wenn der Drift vorbei war, konnte man ihn nicht mehr einholen. Sirrah war einige Stunden früher fortgegangen, um sich eine Heerde auf den Hügeln zusammenzutreiben, und der junge Hirte hatte ihm drei Meilen von seinem Wohnort eine tiefe und einsame Schlucht als Zusammenkunftsort bezeichnet.

Raum war Tobias an diesem Orte angekommen, als er das Geräusch einer zahlreichen Heerde vernahm, die von der entgegengesetzten Seite kam. Er ging einige Schritte vorwärts und sah beim Sternenlichte Sirrah, welche beinahe zwei hundert Schafe von allen Farben und Zeichen vor sich hertrieb. Bei dem Anblick dieser aus allen Glens zusammengestohlenen Heerde überließ es Tobias etwas unheimlich. Bislang war sein Verbrechen nur ein Gedanke gewesen; zum ersten Male sah er ihn zur That verwirklicht. Anfangs wollte er augenblicklich umkehren; überlegte aber, daß man den Diebstahl bereits entdeckt haben müsse, und daß es nun die Sache zu Ende zu führen gelte. Der Schnee begann in dichten Flocken zu fallen; man hörte die Warnsignale der Hörner in den Bergen. Tobias fürchtete mitten unter der gestohlenen Heerde überrascht zu werden: er rief Sirrah zu sich, zerstreute die Schafe, die die Flucht ergriffen, und sprengte im Galopp davon, um dem Drift zu entkommen. Er machte ungefähr drei Meilen in der Richtung der Ebene, ohne sich umzusehen. Sein Pferd triefte von Schweiß und strauchelte bei jedem Schritte.

Seit einiger Zeit ritt er auf einem breiten und unebenen Wege hin, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich zu hören glaubte. Er zitterte bei dem Gedanken, daß er verfolgt sei und beugte sich auf den Pony hinab, um ihn einen rascheren Trab anschlagen zu lassen; plötzlich aber hielt er an und sah sich um. Die Nacht war finster; die Sterne erloschen. Das Geräusch, das er hörte, war kein Galopp; beim Umbiegen in einen andern Weg sah er plötzlich die Schafheerde, welche Sirrah vor sich her trieb. Das Thier hatte sie gezwungen, dem Pony im Galopp zu folgen; sie waren außer Athem und ließen die Zunge heraushängen.

Tobias war ganz erstarrt vor Ueberraschung und Schrecken. Er war zu weit von den Glens, um die Schafe zurückzuführen; der Drift hüllte auch bereits die Spitzen der Berge ein. Er stieg vom Pferde, zerstreute die Heerde auf's Neue, band seinen Hund an den Schwanz des Pony, nachdem er ihn geschlagen, und eilte gesprengten Galopps davon. Raum hatte er jedoch eine Meile gemacht, als Sirrah wieder losriß und in der Nacht verschwand. Tobias zweifelte nicht, daß er zu den Schafen zurückgekehrt

sei; ihn verfolgen war gefährlich; er zog es daher vor, ihn im Stiche zu lassen.

Er schlug einen andern Weg durch die Haiden an einem Abhang empor ein, von welchem er wußte, daß ihn Sirrah nicht kannte; setzte über zwei Flüßchen, um ihn die Fährte verlieren zu lassen, und kam endlich am Morgen nach dem Dorfe Schirling. Er trat ermüdet in das Wirthshaus, setzte sich an einen Tisch, verlangte Ale und Brot, und begann zu frühstücken. Plötzlich hörte er seinen Namen nennen. Er blickte auf, und erkannte Thompson und einige andere Bewohner der Niederungen. „Du hier,“ sagte der Bäcker; „seit wann hast Du das Vaterland der schwarzen Schafe mit dem der weißen Kühe vertauscht?“ — „So eben.“ — „Und wann kehrst Du zurück?“ — „Alsbald,“ antwortete er kurz. — „Du mußt mir zuvor erzählen, was seit meinem Weggang Alles in den Glens geschehen.“ Tobias weigerte sich, der Bäcker aber nöthigte ihn, sich zu seiner lustigen Gesellschaft zu setzen, die er regalirte; es war ein Kaufmann, ein Beamter und einige Arbeiter. „Du wirst bei diesem Tausch Nichts verlieren,“ sagte der Bäcker, indem er Tobias ein Stück gebratenen Fleisches hinschob; „Du bist ja nicht in den Bergen; hier lebt man wie ein Christ. Der Kaufmann und Thompson sprachen, während Tobias das Fleisch verzehrte, über die traurige Lage der armen Hirten im Hochland. „Kein Mittel,“ schloß der Kaufmann, „sich zu bereichern; mit aller Arbeit verdient er nicht mehr, als er zum Essen braucht. Warum verlassen die Hochländer ihre Haiden nicht, um ihr Glück anderswo zu suchen. Noch heute macht einer meiner Freunde eine Expedition nach Indien, welche alle Theilnehmer bereichern muß. Ich habe ihm bereits ungefähr zwanzig Bursche meiner Bekanntschaft geschenkt. Jeder Arbeiter wird auf Kosten der Compagnie unterhalten und muß nach zehn Jahren mit einer Rente von 30,000 Pfund Sterling zurückkommen. Man muß jedoch jung, stark und protestantisch sein.“ Der Bäcker wandte sich an Tobias. „Nun,“ sagte er, „das reizt Dich nicht?“ — „Er, die Glens verlassen!“ unterbrach ihn der Beamte. „Pfu! der Hochländer liebt seine Heerden viel zu sehr.“ — „Ich bin bereit, zu zeigen, daß der Herr sich täuscht,“ sagte Tobias trocken, „wenn wirklich Vortheil dabei ist.“

„Gut denn,“ sagte der Kaufmann, „aber für den Ankauf der ersten Werkzeuge bedarf es einer Summe von mindestens dreißig Guineen. Hast Du diese Summe?“ fragte der Kaufmann. — „Ich muß gestehen, daß ich sie nicht besitze,“ sagte Tobias verlegen, „aber . . .“

Er wurde von dem Wirth unterbrochen, der ihm ankündigte, daß seine Heerde so eben vor dem Thore des Hauses halte. „Meine Heerde!“ rief Tobias. — „Nun ja, bei Gott!“ sagte Thompson durch die Fenster blickend; „ich erkenne Deinen Hund.“

Der junge Hirte eilte an's Fenster und sah wirklich Sirrah, der die Schafe wieder zusammengetrieben und seine Fährte trotz aller Hindernisse gefunden. Diesmal war die Sache nicht mehr zu ändern; er mochte die Heerde, die ihm Sirrah brachte, hüten oder nicht, der Diebstahl war vollbracht und konnte durch Zeugen erhärtet werden. Er hatte Alles gethan, um dem Verbrechen zu entgehen; aber es war wider seinen Willen geschehen, und es galt jetzt nur zu entscheiden, ob er davon Nutzen ziehen wollte oder nicht. Die Versuchung war zu stark, und als der Beamte ihn fragte, wem die Schafe gehörten, antwortete er mit einem verzweifelden Entschluß: „Mir!“ — „Dir!“

wiederholte Thompson; „Du hast also Deinen Oheim beerbt?“ — „Ja!“ — „Und wer hindert Dich denn, sie zu verkaufen und nach Indien zu gehen,“ bemerkte der Kaufmann. „Wirklich,“ sagte Thompson, „ich will Dir Deine Heerde abkaufen.“ — „Baar?“ — „Ja.“ — „So sei's!“ sagte Tobias. Beide gingen nun hinab, um die Heerde zu beschäftigen und kehrten nach einer Stunde zurück; der Handel war abgeschlossen.

„Jetzt,“ sagte Tobias zu dem Kaufmann, „sendet mich nach London; ich habe das nöthige Geld und will das Land verlassen.“

Er ging auch wirklich noch am selben Abende. Aber der Triß hatte nur einige Stunden gedauert, und der Diebstahl war bald entdeckt. Tobias wurde angezeigt, verfolgt und in dem Augenblick arretirt, als er sich nach Indien einschiffte. Man schickte ihn nach Schottland zurück, wo er nach den strengen Landesgesetzen zum Hängetod verurtheilt ward.

In dem Augenblick, als sein Verdammungsurtheil ausgesprochen wurde, faltete John Scott, der als Zeuge aufgerufen worden, die Hände, und zwei Thränen traten in seine Augen. „Armer Tobias!“ murmelte er, „ich habe Dir es oft gesagt, daß man das Böse nicht 'mal spielend probiren muß, und daß die verdorbenen Diener uns in Versuchung führen.“

Bilder aus der Krim.

II.

Ehe der Fremde Baptischierai verläßt, besucht er gewöhnlich noch die Burg der caraitischen Juden, die von ihnen den Namen Chisut-Kale (Judenfort) erhalten. Zwei Wege gehen dahin, von denen der kürzere und gerade an dem Kloster zur Himmelfahrt vorüberführt. Diese Exerzitien, welche auf schroffen Felsen über einem schauererregenden Abgrunde hängt, besteht aus einer Reihe in den Felsen gehauener Grotten, die durch schmale äußere Gänge in Verbindung stehen. Diese Grotten wurden für die von den Tartaren verfolgten Rechtgläubigen, was die Katakomben in Rom für die ersten Christen. Die Burg, von genuesischer Bauart, ist von einer starken Mauer umgeben, durch welche zwei Thore führen. Die Bewohner, beinahe lauter Kaufleute oder Händler, begeben sich, Samstag ausgenommen, jeden Morgen nach Baptischierai, um dort Handel zu treiben, und kehren Abends zurück; bei Sonnenuntergang werden die Thore geschlossen. Die Caraiten, eine jüdische Sekte, kamen im 13. Jahrhundert mit den mongolischen Tartaren nach der Krim: sie verwerfen den Talmud und alle Art von Tradition oder rabbinischer Erklärung, indem sie sich streng an das Gesetz Moses halten. Jeder Carait hält es für seine Pflicht, wenigstens einmal in seinem Leben das alte Testament abzuschreiben. Andere Verschiedenheiten in der Liturgie, den Speisegeräuchen und den Geräthen ziehen außerdem eine strenge Scheidelinie zwischen ihnen und den Rabbinisten. Man findet die Caraiten in Aegypten, Böhmen, Litauen und Holland. In Rußland ist ihre Zahl mehr als 2000. Ihre Ehrlichkeit und Rechtchaffenheit ist anerkannt. Ihr Wort gilt überall für die Schrift. Sie zeichnen sich namentlich durch große Reinlichkeit aus; ihre Häuser sind einfach, aber bequem und wohl unterhalten. Frauen und

Männer sind muselmännisch geschieden. Ihre Tracht ist die der Tartaren.

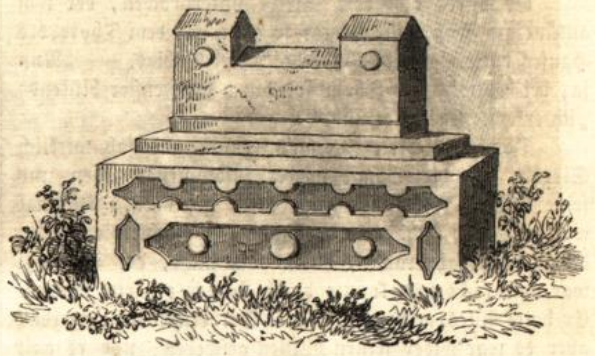
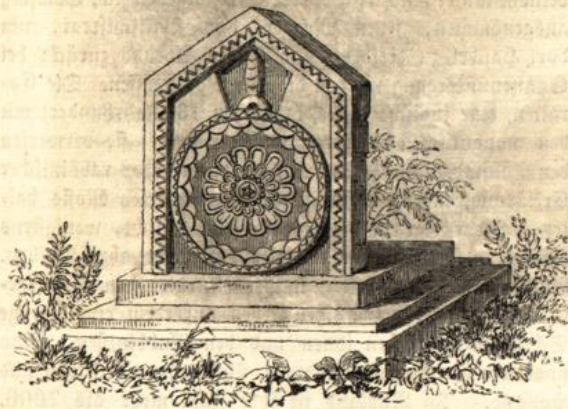
Südlich von Tschifut-Kale kommt man an einen kleinen leeren Raum zwischen den Felsen, von tausendjährigen Eichen beschattet. Die Caraiten nennen diesen Ort das Thal Josaphat: hier ist ihr Begräbnißplatz. So großen Werth legen sie auf die Erhaltung dieses Todtenasyls, daß die Khane, wenn sie Geld brauchten, nur mit dem Niederhauen der Bäume des Thales Josaphat drohen durften, um augenblicklich selbst die Aermsten zur Darbringung eines Opfers zu veranlassen. — Die weiße Kreide der Grabmäler contrastirt seltsam mit dem dunkeln Grün des Laubwerks. Viertausend Gräber auf tausend Einwohner! Wie viel Generationen haben ihr Contingent zu diesem Friedhof geliefert! Die Form der Grabmäler ist beinahe immer dieselbe. Alle haben erhabene hebräische



Wohnung eines caraitischen Juden.



Das Thal Josaphat, Friedhof der caraitischen Juden in Tschifut-Kale.



Grabdenkmale der caraitischen Juden.

Inschriften, von denen die ältesten das Datum 1249 und 1252 tragen. Die Gräber der Armen haben nur einen

unförmlichen Stein. Stets findet man Frauen, welche Gebete auf den Denkmälern ihrer Angehörigen murmeln.